

Barbara Sichtermann,

geboren 1943 in Erfurt, ist Schriftstellerin und Journalistin. Sie studierte Schauspiel in Bochum und Sozialwissenschaften an der FU Berlin. Seit 1978 arbeitet sie als freie Autorin mit den Themen Frauenpolitik, Leben mit Kindern, Geschlechterbeziehung, Literatur, Medien. Von 1987 bis 2002 war sie Fernsehkritikerin mit wöchentlicher Kolumne bei der ZEIT. Barbara Sichtermann lebt heute in Berlin.

»Und so las und schrieb
ich im Geheimen.«

Grazia Deledda

Lesen verboten! Lange war Frauen und Mädchen kein Zugang zu anderen Büchern als der Bibel erlaubt. Fiktion könnte die Fantasie eines weiblichen Wesens angeblich in die falsche Richtung lenken. Umso reizvoller lockte die Literatur, und da Lesen kein Geräusch macht, konnte es im Geheimen erfolgen. Mit der Aufklärung gestand man Frauen Bildung zu, doch vom Schreiben selbst sollten sie weiterhin ausgeschlossen werden. Glücklicherweise duldeten sie das nicht und gaben sich oft unter Pseudonymen diesem subversiven Akt hin. Pseudonyme waren lange noch nötig, denn schreibende Frauen galten als verirrte Wesen. Aber spätestens im 19. Jahrhundert welkte das Vorurteil dahin. Es gab einfach zu viele großartige Erzählerinnen. Und das Bedürfnis nach einer Literatur, die auch Perspektiven jenseits männlicher Lebenswelten zeigt, bestand damals wie heute.

www.verlagshaus-roemerweg.de
ISBN 978-3-7374-1226-1



Covermotiv: Katherine Mansfield, Rasterdruck
nach einer Fotografie von 1914 © akg-images /
WHA / World History Archive

Barbara Sichtermann

SCHREIBEN GEGEN ALLE WIDERSTÄNDE

marixwissen

Barbara Sichtermann

SCHREIBEN GEGEN ALLE WIDERSTÄNDE

Aus dem Leben
wagemutiger
Schriftstellerinnen

marixwissen

Ebenfalls in dieser Reihe erschienen:

Barbara Beck
Verratene Männer
Verschwörungen. Komplotte.
Politische Morde.

Marco Frenschkowski
Hexen
Eine kulturgeschichtliche
Analyse

Barbara Sichtermann
Außergewöhnliche Frauen
Visionär. Kämpferisch. Klug

In dieser Reihe sind bisher über 120 Bände zu den verschiedensten Themen erschienen. Weitere Informationen finden Sie unter www.verlagshausroemerweg.de. Die Reihe wird fortgesetzt. Alle Bände sind gebunden mit Schutzumschlag, gedruckt auf holzfreiem, FSC-zertifiziertem Papier. Die Umfänge liegen zwischen 160 und 256 Seiten.

Barbara Sichtermann

Schreiben gegen alle Widerstände

Barbara Sichtermann

SCHREIBEN GEGEN ALLE WIDERSTÄNDE

Aus dem Leben wagemutiger
Schriftstellerinnen

marixwissen

INHALT

Vorwort:	
Sie kann schreiben. Und sie tut es auch noch.	7
Marie-Madeleine de La Fayette	12
Sophie von La Roche	17
Germaine de Staël	22
Jane Austen	27
Bettine von Arnim	31
Annette von Droste-Hülshoff	36
Mary Shelley	41
George Sand	46
Fanny Lewald	51
Harriet Beecher-Stowe	55
Die Schwestern Brontë	60
George Eliot	65
Johanna Spyri	70
Emily Dickinson	75
Marie von Ebner-Eschenbach	79
Selma Lagerlöf	84
Lou Andreas-Salomé	88
Else Lasker-Schüler	93
Grazia Deledda	97
Sidonie-Gabrielle Colette	102
Gertrude Stein	106
Virginia Woolf	111
Sigrid Undset	116
Karen Blixen	120
Katherine Mansfield	124
Vicki Baum	128
Gabriela Mistral	133

Anna Achmatowa	137
Agatha Christie	142
Nelly Sachs	147
Marina Zwetajewa	151
Pearl S. Buck	156
Djuna Barnes	161
Margaret Mitchell	165
Anna Seghers	170
Irmgard Keun	175
Patricia Highsmith	179
Ingeborg Bachmann	184
Sylvia Plath	188

VORWORT: SIE KANN SCHREIBEN. UND SIE TUT ES AUCH NOCH.

Ach, die Kunst! Frauen waren immer ergebene Bewunderinnen von Werken der schönen Künste, sie stellten im Jahrhundert des Romans, dem 19., ein Großteil der hingebungsvollen Leserschaft. Unter den kreativen Geistern aber waren sie lange Zeit Ausnahmen, ja sie waren so selten, dass sich schließlich diese Erklärung anbot: schöpferische Kraft hängt mit dem Geschlecht zusammen, sie findet sich bei Frauen sozusagen nur mal aus Versehen. Die feministische Soziologie, Frucht des späten 20. Jahrhunderts, brachte es dann ans Tageslicht: Zur künstlerischen Karriere, egal ob in der Literatur oder in den anderen Künsten, gehört nicht nur Talent. Genauso wichtig ist die Bereitschaft der Mitwelt, ein Talent zu erkennen, zu fördern und die äußeren Bedingungen für seine Entfaltung bereitzustellen. Das Fehlen all dieser Voraussetzungen war es, das Frauen vom künstlerischen Schaffen fernhielt.

Die Geschichte der schreibenden Frauen ist mithin auch die Geschichte der Behinderung und Förderung ihrer Laufbahnen. Eine Germaine de Staël konnte im napoleonischen Zeitalter als namhafte Pariser Schriftstellerin hervortreten, weil die entscheidenden Ressourcen: Anregung, Erziehung, Bildung und eine Vielfalt von materiellen Möglichkeiten zur Verfügung standen. Eine Generation zuvor hatte es Sophie von La Roche in Deutschland schwerer, sich als Romanautorin durchzusetzen. Trotz des unerwarteten Erfolgs ihres Erstlings hielt der Ehemann nichts von Sophies Ambitionen, und es musste erst fühlbare Armut als Motiv hinzutreten, bis sich die Schriftstellerin so richtig ins Zeug legen durfte.

Einen interessanten Zugang zu dieser Problematik bietet die bizarre Geschichte der weiblichen Pseudonyme. Auch schreibende Männer haben sich stets gerne hinter einem *nom de plume* verborgen, die Angelegenheit hat ihre spielerische Seite. Für Frauen aber waren im 17., 18. bis weit ins 19. Jahrhundert hinein der Deckname, wenn nicht gar die Anonymität ernste Pflicht. Madame de La Fayette verschieg ihre Autorschaft der *Prinzessin von Clèves* ganz und gar. Jane Austen zeichnete bescheiden mit »by a lady«, während Aurore Dupin alias George Sand es vorzog, dass ihr Publikum einen Mann am Werk wähnte. Man glaube indessen nicht, dass Pseudonyme nur ersonnen wurden, um etwa einem Roman durch den Anschein männlicher Urheberschaft besseren Absatz zu sichern. Der Hauptgrund für die vielen verschleierte Frauen, die seit Beginn der Moderne durch die Gärten der Literatur geistern, war – die Moral! Es schickte sich einfach nicht für eine Frau, als Schriftstellerin in der Öffentlichkeit zu erscheinen. Was heute jedem Menschen, egal, ob Mann oder Frau, zur Ehre gereicht: ein Buch geschrieben zu haben, war seinerzeit für Frauen fast so etwas wie eine Schande.

So erwartete denn auch der Schwiegervater von Mary Shelley, dass sein Name nie und nimmer durch Platzierung auf einem Buchumschlag mit dem Titel *Frankenstein* entweiht würde. Und Fanny Lewalds jüngere Schwestern baten die gerade mit ihren ersten Romanen hervorgetretene Fanny inständig, sich doch einen Künstlernamen zuzulegen. Käme heraus, dass da eine Schriftstellerin zur Familie gehöre, würden ihre Chancen auf dem Heiratsmarkt dramatisch sinken. Den drei Schwestern Brontë wäre es gänzlich unpassend erschienen, mit den eigenen Namen in der Welt der Literatur aufzutauchen. Hinter »Currer, Acton und Ellis Bell« fühlten sie sich weit sicherer. Ihre Biographin Else-Marie Maletzke zitiert zum Thema Schriftstellerinnen einen Kritiker aus dem Jahre 1850:

»Meine Vorstellung von einer perfekten Frau ist die: Sie kann schreiben, aber sie tut es nicht.«

Sie tut es eben doch. Und sie tut es im 19. Jahrhundert immer öfter, bis sie im 20. aus der Literatur nicht mehr wegzudenken ist.

Die Vorbehalte der Männer (und vieler Frauen) gegen Schriftstellerinnen schwinden aber langsamer, als neue Chancen für Autorinnen zunehmen. So kommt es, dass auch im späten 19. und im 20. Jahrhundert die Geschichte der Behinderung weiblicher Karrieren weitergeht. Colettes erster Band der Bestseller-Reihe *Claudine* erscheint noch im Jahre 1900 wie selbstverständlich unter dem Namen ihres Mannes. Grazia Deledda muss sich zeitweise hinter verschiedenen Pseudonymen verstecken, weil man ihr in der analphabetischen Heimat übelnimmt, dass sie überhaupt schreibt. Die Meinung, Mädchen brauchten nichts zu lernen (außer Haushalt), schlug zuweilen in manifeste Angst vor wissender Weiblichkeit um. Schönes Beispiel dafür ist der Ausspruch jener liebevollen Kinderfrau, die vor die Mutter ihres vierjährigen Schützlings tritt, eines Mädchens, das später unter dem Namen Christie die berühmteste Krimiautorin der Welt werden sollte, und betreten beichtet: »Ich fürchte, Madam, Miss Agatha kann lesen.«

Die Bibliotheken der Eltern! Für viele Schriftstellerinnen waren sie das Tor zur Welt, zur Literatur und zur eigenen dichterischen Arbeit. Die Geschichte der schreibenden Frauen ist ja auch die Geschichte ihrer Förderung, und die fand erst mal im Elternhaus statt. So lasen die Schwestern Brontë sich kreuz und quer durch die Bibliothek des gebildeten Vaters, so wuchs Mary Shelley, das mutterlose »bookish girl«, statt mit mahnenden Worten mit Büchern auf, und die hochintelligente Fanny Lewald wurde vom stolzen Vater mit dem Wissen der Zeit vertraut gemacht. Virginia Woolf verbrachte ihre Jugend lesend, sie stellte sich das Paradies als Bibliothek vor.

Eine gut bestückte Bibliothek war nicht die einzige Voraussetzung, die Eltern bieten konnten, um gegen das allgemeine Vorurteil eine Tochter zur Schriftstellerin zu erziehen – die Ermutigung zur eigenen dichterischen Produktion war vielleicht noch wichtiger. Wer weiß, ob aus Marie von Ebner-Eschenbach eine Schriftstellerin geworden wäre, wenn nicht die freundliche Stiefmutter die Gedichte des Mädchens bewundert und Marie zum Weitermachen

ermuntert hätte. Die hochbegabte Sigrid Undset hätte vielleicht nie zur Feder gegriffen, wenn der Papa sie nicht bewusst gefördert und inspiriert hätte.

Später werden dann die Ehemänner als Verhinderer oder Beförderer der Karrieren ihrer Frauen wichtig. Hier gab es Miesepeter und Neider oder Männer, die es schwer ertrugen, wenn die Frau mit ihrer Schreiberei auch noch Geld verdiente. Es gab indessen auch entschiedene Unterstützer ihrer Frauen; Ehemänner, die auch dann stolz darauf waren, eine Schriftstellerin geheiratet zu haben, wenn sie sich damit gegen den Zeitgeist stellen mussten. Lobend erwähnt sei der Theologe Calvin Stowe, der seine Frau Harriet, die immerhin sieben Kinder zu betreuen hatte, in ihrem Selbstverständnis als Schriftstellerin stets bestärkte. Auch Grazia Deledda hatte einen Gatten, der ihre Arbeit bewunderte und sie unterstützte. Und Margaret Mitchells Mann darf gar als der eigentliche Anstifter des Welterfolgs *Vom Winde verweht* gelten. Er hatte keine Lust mehr, seiner bettlägerigen Frau jede Woche neues Lesefutter aus der Leihbücherei zu besorgen und legte ihr stattdessen eine Schreibmaschine in den Schoß. »Nun schreib mal selbst!«

Die Gesamtheit der Bedingungen, die Frauen zum Schreiben treiben oder davon abhalten, ist in jedem Einzelfall anders gemischt. Ein Fazit aber lässt sich doch ziehen: Das Hervortreten von immer mehr Talenten seit etwa siebzig Jahren, von denen viele in diesem Band fehlen, weil wir den Pionierinnen angemessenen Raum geben wollten, beweist, dass die äußeren Bedingungen besser geworden sind und dass die Vorurteile schwinden. Ein Restbestand aber erschwerte manchen Frauen, die schreiben wollten oder damit angefangen hatten, ihre Arbeit bis vor kurzem immer noch. Dies zeigt beispielhaft das Schicksal der Ingeborg Bachmann. Sie hätte vielleicht heute, wo Diskriminierung von Frauen nicht mehr hingenommen wird, mehr Stabilität besessen und länger gelebt und gedichtet. Auch Sylvia Plath kam ein wenig zu früh auf eine Welt, die von Frauen nachdrücklich Häuslichkeit, Bescheidenheit und Unterdrückung der eigenen poetischen Impulse erwartete.

Für viele Schriftstellerinnen, die in diesem Band versammelt sind, gilt, dass sie lange brauchten, bis sie mit ihrer Arbeit richtig angingen. Dazu gehörten Bettine von Arnim, Johanna Spyri, Karen Blixen. Aber den Gegentypus gab es auch: die Frau, die früh beginnt, alle Zweifel niederkämpft und nie etwas anderes will und macht als schreiben, so wie George Eliot, Agatha Christie, Irmgard Keun. Heute gibt es ihrer immer mehr. Weshalb wir uns darauf verlassen können, dass Schriftstellerin ein Beruf für Frauen geworden ist, der kein Versteckspiel mit Namen mehr erfordert, stattdessen selbstverständliche Ermunterung erfährt, sofern die Frau es mitbringt: das Talent, eine Geschichte so zu erzählen, dass alle sie lesen wollen.

MARIE-MADELEINE
DE LA FAYETTE
(1634-1693)

Eine Frau eröffnet ihrem Gemahl, dass sie in leidenschaftlicher Liebe zu einem anderen Mann entbrannt sei. »Ich will Ihnen etwas gestehen, was noch keinem Ehemann gestanden worden ist.« Sie ersucht ihren Gatten allerdings nicht um die Freiheit, ihren Gefühlen folgen zu dürfen, sondern bittet ihn um Unterstützung bei ihrem Kampf gegen die illegitime Liebe. Sie wünscht sich, nicht mehr bei Hofe erscheinen zu müssen, wo der begehrte Herr sich meistens aufhält.

Dieses älteste Beziehungsgespräch der modernen Literatur stammt aus dem französischen Roman *Die Prinzessin von Clèves* und sorgte im Jahr von dessen Erscheinen 1678 für einen handfesten Skandal in der Pariser Gesellschaft. Wie die Prinzessin selbst sagt, hat es ein solches Geständnis nie zuvor gegeben – und sollte es auch, wie ein Großteil des Lesepublikums fand, in Zukunft nicht geben. Allerdings waren die Meinungen geteilt, es erhoben sich auch andere Stimmen. Etliche Kritiker, Gelehrte und Leserinnen waren entzückt von dem Mut der fiktiven Prinzessin und lobten ihre Wahrheitsliebe. Aber, so wurde ihnen erwidert, was könne nicht alles zerstört werden, wenn Ehepaare mit der Aufrichtigkeit Ernst machten. Die in der Oberschicht verbreitete »Konventionsehe«, aus Standesrücksichten und wirtschaftlichen Erwägungen geschlossen, bedurfte einer inoffiziellen, aber weithin akzeptierten Freiheit beider Partner, die Sehnsucht ihres Fleisches und ihres Herzens woanders zu stillen – ein Kompromiss, der voraussetzte, dass Geheimnisse und Fassaden gewahrt blieben. Sollte die Gattenliebe Offenheit einschließen, käme es zum Zusammenbruch der fragilen Konstruktionen, die das

eheliche und das amouröse Leben der Aristokratie stützten. Richtig so, befand die Gegenpartei, soll doch der auf Lügen, Heuchelei und Maskeraden gebaute Umgang an den Höfen, in den Chateaus und Boudoirs zusammenbrechen! Und man empfahl als abschreckendes Beispiel oder Ermutigung zu einer neuen Moral das Buch *Die Prinzessin von Clèves*.

Wer hatte es geschrieben? Das war ein weiterer Grund, der die Gespräche um das Werk so spannend machte: Man wusste es nicht. Es erschien unter einem mehrdeutigen Pseudonym. Eingeweihte ahnten etwas, und alle fanden, dieser Roman könne nur von einer Frau stammen. Und so einigte man sich: Autorin sei gewiss die Madame de La Fayette, die schon mit Novellen hervorgetreten war. Die jedoch gab es nie zu.

Es machte ihr Spaß, sich zu verstecken. Außerdem empfand sie das Romaneschreiben als einer Gräfin letztlich unwürdig. Und es gab einen dritten Grund, mit ihrer Urheberschaft nicht vorlaut aufzutreten: Sie hatte Mitautoren. Wie auch schon bei den Vorläufern ihrer *Prinzessin* arbeitete Madame gerne im Team. Und diesmal hatte sie einen bedeutenden Berater und Co-Autor, den Offizier und Schriftsteller Herzog François de La Rochefoucauld. Die übrigen Mitarbeiter von Madame bei ihrer literarischen Produktion waren der Abbé und Dichter Gilles Ménage, der Schriftsteller und Sekretär Jean Regnault de Segrais, sowie die gelehrte Madame de Sévigné, Cousine ihres Stiefvaters, als Briefautorin berühmt und eine gute Freundin Madame de Lafayettes. Madeleine de Scudéry, ebenfalls Schriftstellerin, gehörte zu ihren Ratgeberinnen.

Marie-Madeleine Pioche de la Vergne kam 1634 in Paris zur Welt, sie war die älteste von drei Töchtern. Ihr Vater Marc, Offizier und Festungsbaumeister, führte ein offenes Haus, in dem Philosophen, Literaten, Geistliche verkehrten – ein Treffpunkt, zu dem die junge Marie-Madeleine früh Zugang erhielt. Ihre rege Intelligenz und ihre Formulierungskunst fielen auf, sie erfuhr vielseitige Förderung. Als sie fünfzehn Jahre alt war, starb der Vater; die Mutter führte den Salon weiter. Gäste kamen und gingen. Einer

war darunter, der Marie-Madeleine besonders gut gefiel: das war der Chevalier de Sévigné, ein brillanter Weltmann, der im Hause de la Vergne aus- und einging, zu ungewöhnlichen Zeiten erschien und spürbar Absichten hegte. Allerdings galten die Maries schöner verwitweter Mutter; es war ein Schlag für das Mädchen, als sich die Lage klärte. Hinzu kam, dass der Chevalier in eine Verschwörung gegen König Ludwig und seinen Minister Mazarin verstrickt war – er wurde aus Paris ausgewiesen, als die Sache ans Licht kam. Auch die Mutter, inzwischen mit de Sévigné vermählt, galt als politisch belastet und musste die Hauptstadt verlassen, mitsamt ihren Töchtern. Da Marie inzwischen als Achtzehnjährige im heiratsfähigen Alter und wegen der Machenschaften ihres Stiefvaters in Schwierigkeiten war, musste lieber heute als morgen ein Mann für sie gefunden werden, der ihren Ruf schützen und an dessen Seite sie nach Paris zurückkehren konnte, sprich: eine »Konventionsehe« musste geschlossen werden. Der viele Jahre ältere Offizier und Landedelmann Motier de La Fayette war die Alternative zum Kloster. Marie erhörte ihn, schätzte ihn und schenkte ihm zwei Söhne. Aber die Liebe hatte nur einmal kurz in der reizvollen Gestalt des Chevaliers in ihr Leben hineingeleuchtet, um unerfüllt zu bleiben. Bis – ja, bis der Herzog de La Rochefoucauld in ihr Leben trat.

Dieser Mann war 21 Jahre älter als sie und ein beweglicher, freier Geist. Er war fasziniert von ihrem literarischen Talent und sie von seinem Esprit und seinem Wissen. Es entwickelte sich zwischen beiden eine Liaison im Medium des Geistes und der Schrift, der das Buch *Die Prinzessin von Clèves* und so manche Sentenz, manche Maxime entsprangen. Die beiden schienen einander verfallen. Tägliche Besuche waren selbstverständlich, und da sowohl Madame de La Rochefoucauld als auch Monsieur de La Fayette sich öfters zum Diner dazugesellten, hielt sich der Klatsch in Grenzen. Die Leser der *Prinzessin ...* allerdings interpretierten die Situation anhand des »Geständnisses«. Für sie war die Fiktion der Madame de La Fayette, von ihr um das Jahr 1560 angesiedelt und reichlich mit

historischen Anspielungen gespickt, ein Schlüsselroman und Gräfin und Herzog einander in unerfüllbarer Liebe verbunden. Andere wieder hielten alles für Spiegelfechtereie, erkannten im Autorengespann ein Liebespaar und in den betrogenen Partnern Helden des Verzeihens. Niemand weiß, wie es wirklich gewesen ist. Das 16. Jahrhundert übrigens war als eine bewegte Zeit nicht zufällig die Epoche, die Madame de La Fayette als historische Bühne für ihren Roman wählte. Auch Friedrich Schiller wird später hier Dramenstoff suchen: Maria Stuart und Elisabeth von England kämpften um die Macht, und Philipp II., grimmiger König von Spanien, hielt Hochzeit mit der Braut seines Sohnes. Madame de La Fayette wob diese Geschehnisse in ihre *Prinzessin ...* ein, um Distanz zu erzeugen und so die Idee vom »Schlüsselroman« zu konterkarieren.

Die Gräfin hat ein schmales Werk hinterlassen, aber es behauptet seinen Platz in der Literaturgeschichte zu Recht. Nicht nur wegen des exzeptionellen »Geständnisses«, das die Literarisierung der modernen, insbesondere der romantischen Liebesintimität vorwegnimmt, sondern auch wegen ihres lakonischen Stils – zu jener Zeit, die in das Dekor und die Ziererei verliebt war, ebenfalls eine fast schockierende Neuerung.

Nachdem ihre beiden sehr viel älteren Gefährten, der Gatte und der Geliebte, gestorben waren, vereinsamte Marie-Madeleine. Zwar konnte sie als Erbin ihrer Mutter und auch ihres Mannes eine großzügige Gastgeberin sein und auch wieder bei Hofe verkehren, aber der Geist, der den ihren so wunderbar herausfordern konnte, war mit dem Herzog dahingegangen. Sie schrieb nichts mehr, kummerte sich um ihre in Klöstern lebenden jüngeren Schwestern, sorgte für die Karrieren ihrer Söhne bei der Kirche und in der Armee und öffnete ihr Herz den Tröstungen der (jansenistischen) Religion. In ihren Romanen aber fehlt der religiöse Konflikt, auch das macht sie so unglaublich modern. Dort geht es fast naturwissenschaftlich um den spannungsreichen Kosmos der menschlichen Gefühle.

Zum Weiterlesen

Marie-Madeleine de La Fayette: Die Prinzessin von Clèves, Frankfurt/M. 1984

Jean Firges: Madame de La Fayette: »Die Prinzessin von Clèves«.
Die Entdeckung des Individuums im französischen Roman des 17. Jh.
Exemplarische Reihe Literatur und Philosophie, Annweiler 2001

Hans-Jörg Neuschäfer: *Cervantes und die Tradition der Ehebruchsgeschichte.*
Zur Wandlung der Tugendauffassung bei Marguerite de Navarre, Cervantes und
Mme de Lafayette, in: Beiträge zur romanischen Philologie, Sonderheft,
Norderstedt 1967

SOPHIE VON LA ROCHE

(1730–1807)

Die Dame des Hauses war beliebt wegen ihrer interessanten Konversation und ihrer herzerfrischenden Gastfreiheit – und sie wurde ehrfürchtig umschwärmt wegen ihres literarischen Ruhms. Mit dem Roman *Geschichte des Fräuleins von Sternheim* hatte Sophie von La Roche 1771 einen Sensationserfolg errungen, auch die Erzählungen, die gefolgt waren, hatte das lesende Publikum mit Interesse aufgenommen. Dabei war diese Schriftstellerin keineswegs die in sich gekehrte Klausnerin, für die man sie ihrer Produktivität wegen hätte halten können, sondern repräsentierende Ehefrau eines Staatsrates und Mutter einer großen Kinderschar. In Koblenz-Ehrenbreitstein führte sie ihr gastliches Haus, das namhafte Gelehrte und Schriftsteller frequentierten, so die Gebrüder Jacobi, Johann C. Lavater und auch der junge Goethe. Es wehte der Geist der Aufklärung. Für Sophie von La Roche, ihren Mann und ihre Gäste war es eine glanzvolle Zeit.

Dann kam das Jahr 1780. Sophies Ehemann Georg Michael Frank von La Roche, der zum Kanzler des Trierer Kurfürsten aufgestiegen war, wurde wegen kirchenkritischer Äußerungen aus dem Amt entfernt. Der Salon der Sophie von La Roche musste schließen. Ein hilfreicher Freund, der Speyerer Domherr von Hohenfeld, bot der Familie Unterstützung und Zuflucht. Einschränkung hieß aber jetzt das Gebot der Stunde. Sophie, inzwischen fünfzig Jahre alt und körperlich und geistig noch voller Spannkraft, stellt ihren »Schreibetisch« auf und fasst einen Entschluss. Sie will jetzt, wo nicht nur die rauschenden Soireen vorbei, sondern sogar die Mittel für einen bescheidenen Alltag knapp geworden sind, mit Schreiben Geld verdienen. Obwohl ihr Ehemann von diesen Plänen nicht gerade angeht, setzt Sophie sie um. Sie gründet die Frauenzeitschrift *Pomona*,

für die sie Novellen und Essays verfasst, sie begibt sich auf Reisen – in die Schweiz, nach Frankreich, Holland und England – nicht ohne zuvor einen Verlagsvertrag über die zu liefernden Reisetagebücher abgeschlossen zu haben. Und sie schreibt weiter Romane. Ihre Werke verkaufen sich gut, der erst in Entwicklung begriffene Markt für schöne Literatur akzeptiert nach dem *Fräulein von Sternheim* auch die damals sehr beliebten Berichte aus fremden Ländern, ferner die Novellen und biographischen Skizzen aus der Feder von Sophie de La Roche. Und so ist sie – kraft jenes Entschlusses am »Schreibetisch«, aber auch durch die Not der Verhältnisse – zur ersten »richtigen« Berufsschriftstellerin Deutschlands geworden.

Maria Sophie Gutermann von Gutershofen wird 1730 in Kaufbeuren geboren. Der Vater ist Arzt, eine gehobene Stellung lockt ihn nach Augsburg, wo Sophie ihre Jugend verbringt. Die Eltern lehren das begabte Mädchen Geschichte, Musik und Sprachen, im Vordergrund aber steht die protestantische Religion. Als sich Sophie in einen Kollegen ihres Vaters verguckt, einen Italiener, der natürlich katholisch ist, hintertreibt Dr. Gutermann die Verbindung. Um die Tochter abzulenken, schickt er sie zu Verwandten nach Biberach. Dort wartet schon wieder die Liebe. Ihr siebzehnjähriger Cousin Christoph Martin Wieland ist es, der die Zwanzigjährige erobert. Das Paar verlobt sich, aber ihre Familien wollen von einer Heirat nichts wissen. Ein leidenschaftlicher Briefwechsel dokumentiert die Gefühle der Getrennten. Als Sophie drei Jahre später vom Sekretär des kurmainzischen Ministers, von Georg Michael Frank von La Roche um ihre Hand gebeten wird, sagt sie Ja, gesteht aber dem Bräutigam, dass ihr Herz vergeben sei. Der nimmt sie trotzdem. Es wird eine gute Ehe. Sophie bringt acht Kinder zur Welt, von denen fünf aufwachsen.

Ihre Söhne und Töchter werden, einer nach der anderen, wie damals üblich, auf Internate und Klosterschulen geschickt, wo ihre Erziehung vervollkommen werden soll. Sophie vermisst ihre Kinder, besonders die Töchter. Zum Trost erfindet sie »ein papiernes Mädchen«, dessen Geschicke sie lenken kann, »weil ich meine

eigenen nicht hier hatte«. Sie schreibt die *Geschichte des Fräuleins von Sternheim*, einen der meistgelesenen Romane des 18. Jahrhunderts, zugleich ein Buch, das Frauen mit Phantasie Mut macht, zur Feder zu greifen.

Das Fräulein heißt Sophie wie seine Erfinderin, gerät als unschuldige Waise in die Irrgärten des Hoflebens, soll dem Herzog als Mätresse zugeführt, in eine Scheinehe gedrängt, im Kerker zugrunde gerichtet werden, widersteht jedoch mit Tugend und Charakterstärke allen Anfechtungen und findet am Ende die wahre Liebe.

Es war gar nicht mal die spannende Geschichte als solche, die auf eine so enorme Resonanz stieß, es waren Form und Sprache: Im Briefroman konnte die Autorin einen intimen Ton anschlagen, der jene ästhetische Qualität transportierte, die als »Empfindsamkeit« in die Literaturgeschichte einging. Die beobachtende, ja sezierende Klugheit der Aufklärung verband sich hier mit dem gefühlvollen Vibrato tieflotender Seelenkunde – es entstand eine Lebensfülle der Darstellung, die eine ganze Generation begeisterter Leser und Leserinnen in Bann schlug. Wie manche schreibende Frau vor und nach ihr hat Sophie von La Roche mit dem Pseudonym geliebäugelt. Die *Geschichte des Fräuleins von Sternheim* erschien 1771 mit dem Untertitel: »von einer Freundin derselben aus Originalpapieren und anderen zuverlässigen Quellen gezogen«. Herausgegeben wurde das Buch von La Roches Cousin Christoph Martin Wieland, der auch lektorierend tätig gewesen war und dem man das Werk sogleich zuschrieb, obwohl er im Vorwort bekannt gegeben hatte, dass der Roman von einer Verfasserin stamme.

Die *Geschichte des Fräuleins von Sternheim* hatte ihre Vorläufer. Ohne Samuel Richardsons *Pamela* und Jean-Jacques Rousseaus *Die neue Heloise* ist sie nicht zu denken. Beide Werke waren ebenfalls Briefromane und bezogen ihren Zauber aus der Wirkung intimpersönlicher Offenbarungen. *Pamela* hat zudem die Moral vorgeformuliert, um die es auch in de La Roches Geschichte geht: die Aristokraten sollen nicht glauben, sie könnten jede Frau haben, nur weil sie gesellschaftlich oben stehen. Auch in *Pamela* versucht es